

# Diogenes

Leseprobe



Alle Rechte vorbehalten.

Die Verwendung der Texte und Bilder, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlages urheberrechtswidrig und strafbar.

Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© Diogenes Verlag AG  
[www.diogenes.ch](http://www.diogenes.ch)

Lukas Hartmann  
Ein Bild von Lydia

ROMAN

Diogenes

Covermotiv: Gemälde von Karl Stauffer,  
»Die rote Lydia« (unvollendet/Ausschnitt), 1886  
Öl auf Leinwand  
Copyright © Kunsthaus Zürich  
(Depositum Gottfried Keller-Stiftung)

Alle Rechte vorbehalten  
Copyright © 2018  
Diogenes Verlag AG Zürich  
[www.diogenes.ch](http://www.diogenes.ch)  
120/18/44/1  
ISBN 978 3 257 07012 5

Über den Friedhof von Plainpalais flogen Wolken wie Fetzen von versengtem Papier, ein scharfer Wind blies und wirbelte bisweilen ein paar Schneeflocken um Luises Kopf. Sie war hinter den wenigen Trauernden dem Leichenwagen gefolgt. In der Todesanzeige war ein falscher Tag für die Beerdigung angegeben worden, mit Absicht, vermutete Luise, so kannten das richtige Datum nur die Eingeweihten, denn das Ganze sollte möglichst wenig Aufsehen erregen. Sie zog ihren Mantel enger um sich, er war zu dünn für die Jahreszeit. Bald würde sie einen von Frau Lydia tragen können, sie hatte ihr das Testament gezeigt: Ihre ganze Garderobe und tausend Franken wollte sie Luise hinterlassen. In letzter Zeit hatte sie zwar behauptet, das Geld gehe ihr allmählich aus, doch einst galt sie als die reichste Frau der Schweiz. Natürlich hatte sie bei der Scheidung einen großen Teil ihres Vermögens dem Mann überlassen müssen und eine beträchtliche Summe zugunsten ihrer Kunststiftung abgezweigt, im Frauengut blieb gewiss genug für ihre Bedürfnisse übrig. Sie hatte wieder Escher genannt werden wollen wie als Ledige, doch Luise hatte sich nicht umgewöhnen können. In den fünf Jahren ihrer Dienstzeit hatte sie die Hausherrin gnädige Frau oder Frau Welti und in vertraulichen Momenten immer öfter Frau Lydia genannt.

Luise stand am Rand des Begräbnisplatzes, sie hielt einen deutlichen Abstand zur Trauergemeinde ein, deren aufgespannte Schirme im Wind schwankten. Den Sarg hatte man bereits ins offene Grab gesenkt, auf dem Holzkreuz daneben stand, mit eingebrannten Buchstaben: *Lydia Welti-Escher, 1858–1891*. Ein Grabmal aus Marmor, hatte Professor Vogt, Frau Lydias Nachbar, Luise erklärt, werde später aufgestellt, der Auftrag sei bereits erteilt. Er gehörte zu den angesehenen Leuten, die nahe beim Grab standen, während der Pfarrer mit kaum vernehmlicher Stimme ein Gebet sprach. Als die Zeremonie schon im Gang war, hatten sich zwei Männer, ganz in Schwarz, zu den Trauernden gesellt, begleitet von einem dritten in grüner Uniform, der einen Kranz mit Schleife trug. Rote Rosen und weiße Gerbera, das erkannte Luise von weitem, und auf der Schleife entzifferte sie die Inschrift *Le Conseil fédéral*. Sie kannte die beiden Männer, es waren Vater und Sohn Welti, und sie schauten zu, wie der beliebte Bundesratsweibel, der im Belvoir stets im Vorzimmer gewartet hatte, feierlich den Kranz zu den spärlichen Sträußen legte. Die beiden Weltis hatten Luise bestimmt bemerkt, aber es war schon immer so gewesen, dass der Vater bei seinen Besuchen im Belvoir gleichsam durch sie hindurchgeschaut, nur aufs Glas gedeutet hatte, sobald er wünschte, dass sie ihm nachschenke. Mit dem Sohn allerdings, der sie nun auch geflissentlich übersah, hatte sie mehr zu tun gehabt; für ihre Hilfe in schwierigen Situationen hatte er mit schmalem Lächeln gedankt, ein einziges Mal mit Geld. Luise kam nicht davon los, dass diese zwei Männer, zusammen mit dem Maler Stauffer, Frau Lydia in die Verzweiflung getrieben hatten.

Das hätte sie nie laut gesagt, auch dem Weibel nicht, der sich nun neben sie stellte und ihr zunickte. Einmal schaute sich der jüngere Welti doch nach ihr um, da glaubte sie, Tränen in seinem verkniffenen Gesicht zu bemerken, der Vater allerdings stand unbeweglich da wie eine Statue.

Niemand hielt eine Rede, die Trauergemeinde verharrte ein paar Minuten im stummen Gebet, auch Luise faltete die Hände. Dann gingen die Leute auseinander. Man hörte die Zurufe von Kutschern, das Anrollen der Wagen.

Luise begann zu frieren, zum Leichenmahl war sie nicht eingeladen, der Weibel würde wohl draußen auf die Weltis warten und dann mit ihnen zum Bahnhof fahren. Sie kehrte zurück in die Villa Ashbourne oberhalb des Flusses. Der Gasgeruch war ihr vor drei Tagen, als sie der Wäscherin beim Bügeln half, zu spät aufgefallen, aber was nützte es, dieses Versäumnis zu bereuen? Sie band ihr Kopftuch fester und wischte sich, den Wind im Gesicht, die Tränen aus den Augen.

Über Professor Vogt hatte der jüngere Welti ihr am Vortag mitgeteilt, er werde in den nächsten Tagen mit einem Wagen erscheinen und Möbel und Gegenstände, die der Familie gehörten, abtransportieren lassen. So lange solle das Dienstmädchen – *Kammerjungfer* sagte er – im Haus bleiben und fürs Nötige sorgen. Offenbar hatte er es nicht für nötig befunden, Luise dies selbst zu erklären. Bei früheren Gelegenheiten war er froh gewesen, sein Herz vor ihr, die doch weit unter ihm stand, auszuschütten. Der Professor hatte ihr zudem im Namen der Familie Welti ein Monatsgehalt übergeben, ein letztes, richtete er aus. Die Vogts hatten Luise, als Übergangslösung, ein Zimmer in ihrem Haus

angeboten, mit der Möglichkeit, danach in ihren Dienst zu treten. Lieber wäre sie gleich bei Henri eingezogen, der als Oberkellner im Café Bout-du-Monde eine Mansarde bewohnte. Die war zwar in dieser Jahreszeit bitter kalt, zu zweit hätte man sich unter der Decke aneinander wärmen können; aber sie waren ja erst verlobt, noch nicht verheiratet.

Der Weg zur Villa schien Luise lang, sie übersah die Pfützen auf dem Friedhofweg, ihre Schuhe wurden schmutzig und ließen Wasser durch. Das Schneegestöber nahm zu, vermischte sich mit dem Regen. Sie verwünschte sich, dass sie keinen Schirm mitgenommen hatte, es gab niemanden mehr, der sie deswegen getadelt hätte.

Sie ging gleich über die vertrauten Stufen in ihr Dachzimmer hinauf, der kleine Ofen war schon fast erkaltet. Da oben gab es kein Gas. Sie schaufelte Kohle durch die Ofentür, sie blies hinein und fachte die Glut an. Dann zog sie sich um, spürte endlich trockene Kleider auf der Haut, auch wenn es bloß ihr altes Unterhemd und der graugemusterte Alltagsrock waren, über dem sie, nach Anweisung von Frau Lydia, stets eine saubere Schürze zu tragen hatte. Auf das Häubchen hatte sie hier in Genf verzichtet, es war auch der Hausherrin lächerlich vorgekommen.

Nun begann Luise doch zu weinen. Die lange und schwierige Geschichte, die sie mit den Weltis verband, ging dem Ende entgegen. Es war ungerecht, aber sie fühlte sich im Stich gelassen. Ihre Mutter hatte Luisens Aufstieg in höhere Sphären, wie sie es nannte, ohnehin immer abgelehnt, und ihr Vater war schon lange tot, ertrunken in Bergamo. Zum Glück hatte sie Henri kennengelernt. Es war zu spät,

jetzt noch den Weg zu ihm, ins Bout-du-Monde, unter die Füße zu nehmen. Aber morgen würde sie hingehen; morgen würde sie Henri erzählen, wie es gewesen war, das hatte sie ihm versprochen. Sie setzte sich aufs Bett, tastete nach dem Ring an ihrer Hand, dem schmalen Verlobungsring, den Henri ihr vor fast einem Jahr geschenkt hatte. Seither hatten sie nun, der Umstände wegen, auf die Hochzeit gewartet. Kalt war das Metall, das ihr Finger berührte, aber es schimmerte im Kerzenlicht. Nun begann eine andere Zeit, Luise konnte es noch immer nicht fassen. Ein kleiner Strom von Glück vertrieb ihren Kummer. Sie schüttelte den Kopf, als würde jemand sie beschuldigen; die Tote hätte sie verstanden, das wusste sie.

Luises Tante kannte die Köchin im Belvoir, Johanna, und als Frau Welti-Escher nach einer neuen Kammerjungfer suchte, bat die Tante diese Johanna, sich bei der Dienstherrin für die fünfzehnjährige Luise einzusetzen. Sie sei willig und höflich, kenne sich aus in Haushaltsdingen und habe vor allem keine Burschen im Kopf, sie sei auch, durch ihren Dienst im Pfarrhaus von Pfäffikon, daran gewöhnt, mit besseren Herrschaften umzugehen.

So kam es, dass Luise sich, frisiert und im hellblauen Sonntagsrock, bei Frau Welti vorstellen konnte. Der Diener, der sie von oben herab musterte, führte sie ins Empfangszimmer, das sie allein durch seine Größe und den spiegelnden Parkettboden einschüchterte. Sie wartete lange, horchte auf das Ticken der Standuhr und versuchte, ihre Aufregung niederzukämpfen. Sie nannte die vornehme Dame, die endlich eintrat, »gnädige Frau«, was diese aber mit einem Lächeln korrigierte: »Sag Frau Welti, mehr braucht es nicht.« Luisen Wangen begannen vor Verlegenheit zu glühen, und einige Male stolperte ihre Zunge bei der nun einsetzenden Befragung doch wieder über die gnädige Frau. Im hochgeschlossenen dunkelbraunen Hauskleid saß die Hausherrin da. Sie wirkte weder hochnäsiger noch zudringlicher, sondern eher sanftmütiger und aufgeschlossener, und Luise beneidete

sie um die Bordüren an ihrem Kleid, um den schmalen Zopf, der ihr Gesicht einrahmte und von einer Schleife in der Farbe des Kleids festgehalten wurde. Sie übergab Frau Welti den Taufschein, den sie auf Anweisung der Tante mitgebracht hatte.

»Marie-Louise heißt du also mit vollem Namen«, sagte die Frau, nachdem sie das Papier auseinandergefaltet und gelesen hatte.

Das Mädchen nickte. »Ja. Marie-Louise Gaugler. Aber ich werde von allen Luise gerufen. Das mag ich lieber.«

»Dann würde ich es auch so halten.« Die Frau lächelte erneut, mit einer Wärme, die Luisens Aufregung milderte. »Kannst du denn lesen und schreiben?«

»Ja. Ich war sechs Jahre in der Schule.«

»Gut so.« Sie schob das Buch, das auf dem Teetisch lag, zu Luise hinüber, und ein Duft nach Rosen erreichte sie plötzlich.

»Schlag es auf und lies ein paar Sätze.«

Luise setzte dort ein, wo ihr Finger auf den ersten Seiten hingerraten war: »... und das Mädchen begann, seine Puppe mit den langen Blättern des Wegekrautes zu bekleiden, so dass sie einen schönen grünen und ausgezackten Rock bekam; eine einsame rote Mohnblume, die da noch blühte, wurde ihr als Haube über den Kopf gezogen und mit einem Grase festgebunden, und nun sah die kleine Person aus wie eine Zauberfrau, besonders, nachdem sie noch ein Halsband und einen Gürtel von kleinen roten Beerchen erhalten. Dann wurde sie hoch in die Stengel der Distel gesetzt und eine Weile mit vereinten Blicken angeschaut, bis der Knabe sie genugsam besehen und mit einem Steine herunterwarf.«

Lydia winkte ab. »Genug. Weißt du, von wem das ist?«  
Luise schüttelte den Kopf.

»Ach, das spielt ja auch keine Rolle. Aber es ist wahr: Du liest gut, und hoffentlich schreibst du auch so gut.«

»Ich war die Beste in der Klasse«, antwortete Luise. Doch sie schämte sich nachträglich, dass sie beim Lesen einige Male gestockt hatte.

»Das hat man mir gesagt.«

»Und ich bin Kindermädchen in Pfäffikon, bei den Meyers im Pfarrhaus, da habe ich den zwei jüngsten Kindern das Alphabet beigebracht. Sie wollten das unbedingt.«

Ihre Blicke trafen sich wieder. In Lydias Lächeln war ein wenig Traurigkeit. »Ah ja? Ich sag dir jetzt trotzdem, wie der Mann heißt, der die Sätze schrieb, die du gelesen hast: Gottfried Keller.« Sie sprach den Namen beinahe feierlich aus. »Er ist unser größter Dichter. Und er ist oft bei uns zu Gast.«

Luise hatte den Namen schon gehört, man hatte auch im Pfarrhaus mit Verehrung von ihm gesprochen. Aber sie schwieg und nickte, sie wollte mit ihrem Wissen nicht auftrumpfen.

»Du wirst ihn kennenlernen«, fuhr Frau Lydia fort. »Ich glaube, er wird dich mögen ...«

Das klang, als wäre die Wahl schon auf sie gefallen, doch sie war nicht sicher, ob sie es glauben sollte.

Die Frau richtete sich auf und wirkte nun fast einschüchternd. »Sag mir, was weißt du von Haushaltsdingen?«

Luise ihrerseits sank im ungewohnten Sessel ein wenig zusammen. Sie errötete und zögerte, ehe sie aufzuzählen begann. »Ich kann den Herd einfeuern, ich kann das Par-

kett fegen und wixhsen, ich kann das Geschirr waschen, die Betten aufschütteln, Fenster putzen ...«

Die Frau fiel ihr ins Wort: »Das genügt. Du wirst zwar hauptsächlich für mich da sein, als Kammerjungfer und als Mädchen für alles, du wirst mir die Kleider bereitlegen, mich frisieren, aber zwischendurch wirst du der Köchin helfen, manchmal auch den Gärtnern. Und anderes mehr, je nach Bedarf. Traust du dir das zu?«

»Ja«, sagte Luise, ohne lange nachzudenken. Sie wollte diese Stelle, sie wollte sich bewähren in diesem prächtigen Haus und die Vertraute von Frau Welti werden. Stockend fragte sie: »Bedeutet das ... dass Sie mich nehmen?«

Die Frau schien sie zu überhören. »Noch etwas«, sagte sie. »Du sprichst Italienisch, oder? *Parli italiano?*«

»*Sì, signora, ho vissuto a Bergamo, ma solo i primi anni della mia vita.*«

Jetzt endlich war sie zufrieden, die reiche Frau. »Ich mag diese Sprache, sie ist mir die liebste, klangvoller als Französisch.« Sie überlegte. Dann schien ihr Gesicht aufzuleuchten, und das machte sie hübscher. »Ja, ich nehme dich in meinen Dienst.«

Luise hätte beinahe in die Hände geklatscht vor Freude, doch stattdessen neigte sie den Kopf und sagte sehr leise: »Ich danke Ihnen, gnädige Frau.«

»Die gnädige Frau gewöhne dir ab, ich hab's dir schon gesagt.« Ihre Miene wirkte streng, aber ihre Mundwinkel zuckten, als müsste sie gleich lachen.

»Ich danke Ihnen, Frau Welti«, sagte Luise, sie stand auf und machte einen förmlichen Knicks, wie sie es von der Tante gelernt hatte.

Jetzt lachte die Frau einen Moment lang ganz ungemindert. »Das musst du noch üben. Für den Fall, dass du mal eine Herzogin bedienen solltest.«

Eine Herzogin? Herzoginnen gab es doch gar nicht in Zürich, das war wohl ein Scherz. In ihr aufschießendes Glück mischte sich ein wenig Bangigkeit. Würde sie diese Frau, die an ein so anderes Leben gewöhnt war, zufriedenstellen können? »Ich werde mir alle Mühe geben, Frau Welti«, erwiderte sie, doch eine Sorge plagte sie, und sie suchte nach Worten. »Ihr Herr Gemahl, wird er auch ...«

Die Frau wurde von einem Moment auf den andern wieder ernst. »Einverstanden sein? Ja, das wird er. Du wirst ihn bei Tisch bedienen, wenn er da ist. Seine Schuhe putzen. Ihm bisweilen Mantel und Hut reichen, wenn er weggeht und der Diener anderweitig beschäftigt ist. Mehr hast du kaum mit ihm zu tun.«

Das erleichterte Luise. Eigentlich war sie nicht auf den Mund gefallen, Tante und Mutter hielten es ihr oft vor, bei den Nachbarn galt sie als frech, und in Bergamo sei sie ein Wildfang gewesen, sagte die Mutter. Aber Herren gegenüber, die ihren Stand durch Tonfall und Miene betonten, verschlug es ihr die Sprache.

Frau Lydia stand auf, trat zu Luise, um ihr die Hand zu reichen, das Kleid bauschte sich bei ihrem raschen Schritt und fiel gleich wieder zusammen. Ihre Hand war schmal, gepflegt, ohne Risse, ohne Schmuck, die Ärmelsäume mit ihren Rüschen berührten Luises Finger leicht, beinahe kitzelnd wie Insektenbeine. Die Frau war einen halben Kopf größer als Luise und schaute ihr forschend in die Augen; das Mädchen zwang sich, dem Blick standzuhalten.

»Wir machen es so: Der Verwalter wird ein Papier aufsetzen für deine verwitwete Mutter und deinen Vormund. Das müssen beide unterschreiben und du meinetwegen auch. Du kannst nächste Woche bei uns anfangen, am 1. Juni, und bekommst zunächst fünfzehn Franken im Monat. Einverstanden?«

Der Lohn? Den hatte Luise ganz vergessen, dabei hatte die Mutter ihr eingeschärft, danach zu fragen, unter zehn Franken dürfe es bei so vermögenden Leuten nicht sein.

Aber jetzt fünfzehn Franken! Davon konnte sie einen großen Teil bei den Großeltern abgeben, wo die Mutter und ihre Geschwister seit acht Jahren lebten. Sie errötete wieder, dieses Mal vor Freude, sie sagte ja und wünschte sich, als die Frau ihre Hand losließ, daran riechen zu können. Der Abschied war schnell, Frau Welti ging mit einem letzten flüchtigen Nicken hinaus, ihr bodenlanges Kleid glitt übers Parkett, das unter den Hausschuhen leicht knarrte. Das Kleid hätte die Frau Pfarrer Meyer von Pfäffikon bestimmt gekürzt, denn sie mochte es nicht, wenn teurer Stoff unnötig abgenutzt wurde. Von draußen hörte Luise Stimmen. Sie war unsicher, was sie jetzt tun sollte. Sie drehte sich um, entdeckte das große Bild an der Wand hinter ihrem Rücken: eine mit Gepäck überladene Kutsche im Gebirge, von Schimmeln gezogen, die ein verängstigtes Kalb vor sich hertrieben. Ob das gutgeht?, fragte sich Luise, ob die Kutsche nicht gleich kippt? Und erkannte bei genauerm Hinsehen, dass die Pferde durch eine ganze Kuhherde gefahren waren und dabei eine große, den Hintergrund verschleiende Staubwolke aufgewirbelt hatten. Das Bild war so lebensecht gemalt, dass Luise beinahe das Muhen des

gehetzten Kalbes und das Fluchen des Kutschers zu hören glaubte, der die Zügel mit aller Kraft hielt und zugleich die Peitsche knallen ließ. Wie alt war sie gewesen, als sie damals, bei Einbruch des Winters, über den Splügen gegangen waren? Sechsjährig oder jünger. Kutschen überholten die Familie, ihre Mutter mit den sieben Kindern, auf der verschneiten und schlecht gespurten Straße, und sie mussten sich mit ihrem löchrigen Schuhwerk an den Straßenrand stellen. Wie erlösend, wenn sie beim einen oder anderen Fuhrwagen aufsitzen und, eng zusammengedrängt, eine Strecke mitfahren konnten. Die Erinnerung überfiel Luise, als würden die schnaubenden Pferde sie angreifen und vom Weg drängen, sie drehte sich weg, da kam zum Glück die Köchin herein, um sie abzuholen.

Sie kannte Johanna schon von ihrem Besuch mit der Tante im Pfarrhaus, wo die Köchin das Mädchen und dann die Herrschaften länger ausgefragt hatte als jetzt Frau Welti. Sie war klein und stämmig, trug eine lange weiße Schürze, unter der Haube drängten sich weiße und graue Haare hervor, ihr stupsnasiges Gesicht, in dem die Augen tief eingesunken schienen, war freundlich. »Willkommen im Belvoir.« Ihre Worte hallten im großen Zimmer wider. »Sie nimmt dich also.«

Die laute und raue Stimme der Köchin, fast wie die eines Mannes, hatte Luise schon im Pfarrhaus verwundert. »Ja, sie nimmt mich«, sagte sie und bemühte sich, trotz ihrer Freude bescheiden zu wirken.

»Meine Glückwünsche«, trompetete die Köchin und deutete, nah zu Luise tretend, eine Umarmung und einen Wangenkuss an. »Ich glaube, das hast du verdient.« Sie roch

nach Ragout, und Luise, die seit dem Morgenrauen nichts mehr gegessen hatte, spürte ihren leeren Magen. Es ging indessen erst gegen elf Uhr, da aß man in solchen Häusern noch lange nicht.

»Komm, ich zeig dir das Haus. Damit du schon mal eine Ahnung hast, wo was ist. Und du siehst dann auch, wo du schlafen wirst.« Sie musterte die einfachen Schnürschuhe des Mädchens, ließ sie als sauber genug durchgehen und zog Luise trotz des freundlichen Tons unsanft und gebieterisch mit sich. Diese passte ihre Schritte den kurzen und eiligen der Köchin an, die in den langen Gängen beinahe zu einem Getrommel wurden. Die Villa war noch weitläufiger, als es von außen den Anschein hatte. Der Speisesaal für die großen Einladungen mit den hohen Fenstern gegen den See hin und die Stuckdecke beeindruckten Luise am meisten. Daneben lag das Esszimmer für den Alltag. Der Salon und kleinere Räume für Gäste, mit Betten und Schränken. Hier werde schon bald der Maler Stauffer eintreffen, um die Hausherrin zu porträtieren, erläuterte die Köchin, das werde – sie räusperte sich – gut und gerne ein paar Wochen dauern. Dann ein Badezimmer mit fließendem Wasser, Klosett und Badewanne. Eine große Garderobe. Im ersten Stock, über eine teppichbelegte Treppe erreichbar, die privaten Zimmer der Herrschaften, in die nur das Personal Einblick haben durfte. So sah Luise das Arbeitszimmer von Herrn Welti, das Schreibzimmer seiner Gattin samt Frisiertisch, zum Schlafzimmer blieb die Tür zu, nicht aber zum Bad mit seinen blauen Kacheln, die, berichtete die Köchin, im vorigen Jahr bei einem kleinen Umbau der Maler Stauffer auf Wunsch der Hausherrin ausgewählt habe. Sie fasste

Luise scharf ins Auge. »Vor dem nimm dich in Acht! Du bist hübsch und schon erwachsen genug für einen solchen Frauenhelden.«

Luise spürte, dass sie errötete. »Ich weiß, wie man sich die vom Leib hält.«

Johanna lachte laut auf. »Ah ja?«

Sie gingen die steile Dienstbotentreppe hinunter, danach ins Untergeschoss. Zuerst in die Vorratsräume mit Säcken voller Reis, Mehl, Dörrbohnen. In die Waschküche, wo Bottiche mit eingeweichten Leintüchern standen, aus denen es nach Lauge und Kernseife roch. Die zwei Waschfrauen kämen morgen wieder, erklärte die Köchin, mit feineren Stoffen müsse sich dann wohl Luise beschäftigen. Das gebe schrumpelige Hände, so wie der Abwasch. Sie wies Luise ihre Hände vor, die aber nicht schrumpelig waren, sondern rot und geschwollen. In den Keller mit dem Holz und dem Wein würden sie ein anderes Mal gehen, das Feuerholz hole jeweils der Knecht. Endlich landeten sie in der Küche. Auch sie war groß, weit größer als jede Küche, die Luise je gesehen hatte. Überall und ohne ersichtliche Ordnung standen und hingen Töpfe und Pfannen. Vor dem mächtigen Herd stand ein mageres Mädchen, jünger als Luise, und rührte in einem großen Topf, aus dem eine Dampfwolke mit verlockendem Duft aufstieg.

»Das ist Aloysia«, sagte die Köchin. »Ein seltener Name bei uns. Und katholisch ist sie auch. Sie kommt eben aus dem Vorarlbergischen.« Sie knuffte das Mädchen halb freundschaftlich, halb mahnend in die Seite. Es schaute kaum auf und rührte weiter. Die Köchin wies zum langen Tisch, um den herum ein paar einfache Stühle standen.

»Der ist fürs Gesinde. Zwar ist es noch zu früh fürs Mittagessen, aber du bekommst trotzdem etwas. Setz dich.«

Luise gehorchte, schielte hinüber zum Mädchen am Herd, das seinerseits einen Moment zur Besucherin aufblickte. Die Köchin schöpfte vom Ragout in einen tiefen Teller, löffelte aus einer anderen Pfanne Kartoffelstock dazu, stellte das Essen vor Luise hin, die sich den Magen in kurzer Zeit füllte wie schon lange nicht mehr.

Die Köchin sah ihr zu. »Das schmeckt dir, wie?«

Luise sagte ja mit vollem Mund, das Fleisch war noch zäh, das Gemüse in der Sauce aber weich und gut gewürzt, am Kartoffelstock war sogar Butter.

»Der Herr Welti«, sagte die Köchin, »will das Fleisch so weich wie möglich, aber bis er isst, dauert es noch fast zwei Stunden, er und die Frau essen um halb zwei, wenn er überhaupt da ist, und sie mag vor allem das Gemüse und den Nachtisch. Und er am liebsten frischen Fisch, Felchen aus dem See, gedünstet und mit brauner Butter übergossen.« Sie strich Luise übers Haar. »Schöne Locken hast du. Aber wenn du hier unten aushilfst, wirst du eine Haube brauchen. Der Herr Welti mag keine Haare in der Suppe.«

Das Mädchen am Herd kicherte kaum vernehmlich, und die Köchin brach in ein nahezu wieherndes Gelächter aus, das Luise erschreckte. Wie sollte sie das alles im Kopf behalten? Es war schwül in der Küche, weit wärmer als draußen, trotz zwei offenen Oberlichtern, und Luise schämte sich, dass sie zu schwitzen begonnen hatte, wischte sich mit der Serviette, die Johanna ihr zugeschoben hatte, über die Stirn und den Mund.

Die Führung war noch nicht zu Ende. Sie gingen über

einen gekiesten Weg hinüber ins Gesindehaus, begegneten dem Gärtner und seinem Gehilfen, die das Rosenbeet jä-teten und die verwelkten Blüten wegschnitten. Die beiden musterten Luise, der Ältere schob seinen Strohhut in den Nacken.

»Die Neue?«, fragte er.

»Ihr werdet sie schon noch kennenlernen.« Johanna zog Luise weiter. Der Rosenduft betäubte sie beinahe, und sie hätte sich jetzt, da die Sonne so stark schien, auch einen Hut gewünscht. Sie staunte über die Größe des Parks, die sie beim Herkommen vor Aufregung gar nicht wahrgenommen hatte. Hohe Nadelbäume standen da, Eichen, Blutbuchen, und auf einer kleinen Wiese, neben einem Teich, wuchsen Massen von dunkelblauen Schwertlilien. Irgendwo schnatterten Enten, Wachhunde schien es nicht zu geben. Weiter unten, gegen den See hin, blühte eine ganze Hecke mit Rhododendren. Ein Fest von Farben, vor allem flammendes Rot, auch Rosa und Orange. Den komplizierten Namen kannte Luise von drei Büschen im Pfarrhausgarten, aber so etwas hatte sie noch nie gesehen.